

Wiesbadener Tagblatt.

41. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Beizeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Beizeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 92.

Donnerstag, den 23. Februar

1893.

Für den Monat März!

Der Bezug

des täglich in zwei Ausgaben erscheinenden

„Wiesbadener Tagblatt“
mit seinen 7 Gratis-Beilagen

(darunter die „Münster Kinder-Zeitung“)

monatlich 50 Pfennig

kann jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.

Neuankommende Bezieher erhalten das „Tagblatt“
bis zum Schlusse des Februar unentgeltlich.

Was wird werden?

(Von unserer eigenen Berichtskalter.)

□ Berlin, 21. Februar.

Es sieht augenblicklich recht trübe aus in unserem politischen Leben, nicht, daß die dunklen Wolken von Außen heranziehen, nein, sie breiten sich im eigenen Vaterlande zusammen und verfinstern von Innen heraus den politischen Horizont. Die Larenten-Nachricht von der Verlobung des Grafen Caprivi (wir hatten von der unglaubwürdigen Meldung gar keine Notiz genommen, D. M.) hätte zu keinem ungeliebteren Zeitpunkt aufklimmern können, wie dem gegenwärtigen; der Herr Reichskanzler hat andere, schwerere Sorgen, als wie sie sonst in Symens Gefolge eingezeichnet pflegen, und wenn er, was oft genug geschehen mag, im Geiste den Herrmann seiner Gezeiten Rede halten läßt, so dürfte dieselbe von Toll zu Toll sich immer kleiner und unzuverlässiger erweisen. Er ist auf das Auf- und Abwachen, der Herr Reichskanzler, denn persönlich vertritt er die politischen Symbole, und wenn man sie ihm häufig nicht sachlich spenden kann, so trägt in den meisten Fällen nicht sein politisches Scheitern die Schuld, edelmäßig ihm die Verantwortung zufällt und ihn Freund wie Feind als Sündenbock ansetzt. Auch Freund — denn die dieser Tage hier abgehaltenen, zahlreich besuchte Agrarier-Versammlung, die doch zum Teil aus konservativen Elementen zusammengesetzt war, sie bildete das Echo einer nicht unzuversprechenden Stimmung in den breiten landwirtschaftlichen Kreisen, die bisher immer als „Singen des Thones und Klaviers“ angesehen wurden, die sich langsam aber zu einer zwar allmählichen, dabei jedoch recht energischen Opposition zu entwickeln scheinen, falls der Handelsvertrag mit England in der als augenblicklich vorläufigen Form abgeschlossen werden sollte.

Es war entsetzlich eine Unflughet der Regierung, diesen Handelsvertrag schon jetzt in die Diskussion zu ziehen, wo das Schicksal der Militärvorlage noch immer ein schwankendes ist und unser Ministerium mit jeder Stimme im Reichstag rechnen muß. Wenn auch nichts so heiß gegessen wird, wie es gefocht worden ist, und wenn von den halb offenen, halb versteckten Drohungen der Agrarier bis zur That noch ein langer Schritt ist, so ist es doch sehr bedauerlich, daß auch auf streng konservativer Seite eine ganz erhebliche Misstrauensstimmung gegen die Regierung gewissermaßen gehobelt wurde, ohne daß dies, wenigstens vorläufig, nötig war. Die im Interesse des Reiches wünschenswerte Freundschaft, an den wichtigsten geschäftlichen Arbeiten des Parlaments teilzunehmen, ist an verschiedenen Stellen arg beeinträchtigt worden, was recht gut hätte vermieden werden können, und so mannschaft das Aussehen des Reichskanzlers in der Freitag-Sitzung war, so hätte er doch nicht Ansehnungen thun dürfen, wie die: „Ich muß gestehen, daß ich kein Agrarier bin. Ich besitze keinen Acker, keinen Strohhaufen und weiß nicht, wie ich dazu kommen soll, ein Agrarier zu werden!“ Das war taktisch falsch und hat dem Redner keinerlei Dank eingebracht, außer den Freudenhymnen einer gewissen haupthandelspolitischen Presse, vor deren Weisheitslauten Graf Caprivi, seiner eigenen Ausrufung nach, ein sehr verständliches Grauen fühlte.

Was soll nun die Regierung thun? Auf der einen Seite steht die mächtige Partei der Agrarier, welche gegen den russischen Handelsvertrag ist, auf der anderen die nicht minder einflussreiche Gruppe der Großindustriellen, welche sich mehr oder minder für denselben ausgesprochen hat. Eine Einigung herbeizuführen, ist unmöglich, denn der russische Acker wird unter keinen Bedingungen auf die in Rede stehende, von ihm geforderte Ermäßigung der Zollzölle verzichten, und will unsere Regierung überhaupt diesen Handelsvertrag zu Stande bringen, so muß sie diese Forderung erfüllen und verdrängt es zugleich auf lange Zeit mit den konservativen Herren, deren Einfluß in vielen anderen Fragen, als nur rein parlamentarischen, kein zu unterschätzender ist. Anders ist es mit den Großindustriellen; sie legen nicht solchen Wert auf das Zustandekommen des Handelsvertrages, wie die Landwirthe auf sein Vereiteln,

und sie würden sich auch nicht in den Schmollwinkel zurückziehen, falls aus den oben erwähnten Gründen die Verhandlungen — was wir jedoch nicht glauben — deutscherseits abgebrochen werden sollten.

Auf die Militärvorlage werden diese wirtschaftlichen Fragen nur einen indirekten Einfluß ausüben, was nicht allzu schwer ins Gewicht fallen wird. In den sogenannten „eingeweihten Kreisen“ glaubt man trotz aller offiziellen Gegenversicherungen, daß die Vorlage nach den Bismarckschen Vorschlägen — also Einstellung von 40,000 Mann zu. — durchgehen, und daß für dieselbe auch ein guter Prozentsatz der Centrums- und deutschfreisinnigen Partei stimmen wird. Bei einer Auflösung des Reichstags muß man befürchten, daß eine Vermehrung der antisemitischen Stimmen bei der Neuwahl nicht ausbleiben wird. Und diese Furcht ist wohl begründet, denn die antisemitische Bewegung hat während der letzten Monate in Deutschland ungeahnte Fortschritte gemacht und tiefe Wurzeln auch in den Kreisen gefaßt, die bisher der ganzen Angelegenheit ziemlich theilnahmslos gegenüberstanden. Es handelt sich hier nicht um den Rabau-Antisemitismus, sondern mehr um den „stillen“, wie wir ihn bezeichnen möchten, von dem in der am Sonntag hier stattgefundenen, fast besuchten General-Versammlung des „Deutschen Vaterlandbundes“ (welcher beinahe 40,000 Mitglieder zählt) unter lautestem Beifall der sächsischen Vaterlandsbund-Gründer-Mitglieder gesprochen: „wir als anständige Leute“, so ungefähr hatte der Redner ausgesprochen, „machen keinen Rabau, aber ein bißchen Antisemit ist doch wohl jeder. Wer Christ und Deutscher ist, muß Antisemit sein. Nur der kann kein Antisemit sein, der nicht Christ ist, dem kein deutsches Herz in der Brust schlägt, dessen Herz nicht in Liebe schlägt für Kaiser und Reich.“ Wir haben keine Veranlassung, den Antisemitismus zu bekämpfen, im Gegenteil, wir wollen ihn pflegen und nur dafür sorgen, daß er in den richtigen Bahnen verbleibt!

Ohne daß sich Schreiber dieses mit solchen Ansäufungen irgendwie identifiziert, müssen wir hier erwähnen, daß sie in schlichten Worten die innere Meinung von Hunderttausenden deutscher Wähler widerspiegeln, und daß daran alle gegenwärtigen Verfassungen bestimmter Zeitungen nichts ändern, so daß durch deren Berichterstattung die Stimmung nur immer größer gemacht wird. Und diese Stimmung wird bei einer eventuellen Auflösung des Reichstags eine große Rolle spielen, da die Judenfrage aus einer Ackerfrage zu einer wirtschaftlichen umgewandelt worden und der ganzen Bewegung diese Anhänger zuführen wird, weniger des eigentlichen Kerns, als der eigenen Unzufriedenheit mit den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen wegen.

Daß die Antisemiten großes Zerrn bei den Neuwahlen gewinnen werden, unterliegt keinem Zweifel, ebenso wenig, daß sich das Centrum seinen alten Besitzstand erhalten wird. Weit unklarer liegen die Dinge bei den übrigen Parteien, und jegliche Voraussage wäre hier unnütz. Mehrfach hat es den Anschein, als ob unser gesammtes gegenwärtiges Parteisystem einer Umänderung und Verschlebung entgegengehe, da man im Volke des ewigen politischen Schacherns und Parteihabens müde ist und mehr praktische Erfolge von unseren Parlamentarierkammer verlangt, mehr wahrhaft nationalen Sinn und erste Mitarbeit, als den ewigen politischen Windmühlenschlamm mit seinen theoretischen Siegen und Niederlagen. Der Mann des Fürsten Bismarck, der so lange unsere Parlamente und seine Parteien umfingen, ist allmählich gewichen, eine neue Zeit erfordert neue Menschen und neue Einrichtungen, wie scheinen am Niedergange angelangt zu sein, möchte er sich zum Wohle unseres Vaterlandes, zum Wohle unseres Volkes vollziehen!

Deutscher Reichstag.

Berlin, 22. Februar.

In der heutigen Sitzung rief Präsident v. Bismarck den geliebten Gedächtnis-Ausdruck „Vaterland“ gegenüber dem Abgeordneten A. Schöner und bezeichnet denselben als Beschimpfung. Hieran wurde debattiert in dritter Lesung der Gegenantrag, betreffend die Einheitszeit, genehmigt. Es folgte das Tagesprogramm: Statistisches Amt 800,000 M. — Abg. Hirsch (H.) befragte die Statistik über die Krankenversicherung der Arbeiter als Lohnarbeit und fragt über die Beschäftigung der freien Hilfskräfte, welche diese den Mannschaften gegenüber erfahren. — Staatssekretär v. Bötticher (H.) antwortete, daß die Statistik für die freien und die Mannschaften. — Abg. Schröder (H.) wünscht, daß sich die Kommission für Arbeiterstatistik mehr anwenden zu der ihr gebührenden Bedeutung für Ermittlung der deutschen Arbeiter und Arbeitsverhältnisse. — Dielem Wunsch schloß sich der Abg. Müller (nat.-lib.) an. — Nach einer weiteren Ausführung des Abg. Hirsch (H.) wird das Kapitel bemittelt. — Es folgte das Kapitel Normal-Lohnungs-Kommission. — Abg. Goldschmidt (H.) befragte die Eingabe, welche die Bundesregierung des Vorschlages auf Werscher betrifft. — Staatssekretär v. Bötticher (H.) erklärte, die Angelegenheit sei von der Regierung geprüft, und die Normal-Lohnungs-Kommission habe sich damit befaßt. Das Kapitel wird bemittelt. Es folgte das Kapitel Reichsgemeinschaftsamt 903,770 M. — Auf Anfrage des Abgeordneten Langens (Centr.) betreffend der Massenberedung zur Cholerazeit in Hamburg verpfligt Staats-

sekretär v. Bötticher ausführliche Auskunft. — Abg. Bölsche (H.) erwidert, daß nach dem Stande der Frage, betreffend das Verbot der Surrogate zur Bierbereitung. Die Frage ist seit 1872 in Deutschland akut. Redner zählt die verschiedenen Surrogate auf. — Staatssekretär v. Langens (H.) antwortet: Die vom Redner aufgeführten Stoffe sind nicht Malt, sondern Hopfenurrogate; die Verwendung derselben in Norddeutschland ist äußerst gering. — Abg. Meyer (H.) ist mit dem Verbot derjenigen Surrogate einverstanden, welche einen gesundheitsgefährlichen Charakter haben. — Abg. Goldschmidt (H.) ist mit dem Verbot der Surrogate einverstanden, welche einen gesundheitsgefährlichen Charakter haben. — Abg. Langens (H.) befragt, ob die Surrogate verboten werden und der Staatsanwalt auf Grund des Nahrungsmittelgesetzes Anklage erheben könne. Dies müsse geändert werden. — Staatssekretär v. Langens (H.) verpfligt die weitere Erörterung in der Brauereigesetz-Kommission. — Nach weiteren Bemerkungen Möllers (nat.-lib.), v. Langens, Möllers und Fürst Hagelstange über die Surrogate, beantwortet der Staatssekretär v. Bötticher die Frage des Abg. Langens (Centr.) dahin, daß der Gesundheitsgefahr bei Cholerazeiten in den Massenverhältnissen nicht lange hält und sich eine Anklagegefahr hieraus nicht ergibt. — Abg. Langens (Centr.) befragt, ob Hamburg die Feuerbestattung erlaubt hat, was auf das christliche Verbot verweist. — Abg. Goldschmidt (H.) ist der Frage der Feuerbestattung sei eine sanitäre, daher sollten die Großstädte schon längst Krematorien geschaffen haben. — Abg. Schröder (H.) spricht für die Feuerbestattung. — Abg. Baumhach (H.) fragt der Einführung eines Urtrags auf Einführung der schließlichen Feuerbestattung zu. — Abg. Frohme (H.) ist ebenfalls für die Feuerbestattung und führt aus, die Feuerbestattung sei wesentlich durch die Förderung der Ernährungsvorrichtung gegeben. — An der Debatte beteiligten sich noch Endemann (nat.-lib.), Langens (Centr.), Langens (H.), Staatssekretär v. Bötticher und Möller. Auf eine Anfrage Bölsches (H.) erklärt Staatssekretär v. Langens, daß bezüglich der Frage, ob zum Verbot der italienischen Weine die vorgeschriebenen deutschen Weine auch nach dem Weingehalt unter den Begriff Weine fallen, endgültige Entscheidung noch nicht ergangen sei. Donnerstag Fortsetzung. Vorher dritte Lesung des gegenseitigen Handelsvertrages.

Preussischer Landtag.

□ Berlin, 22. Februar.

Abgeordnetenhause.

In der heutigen Sitzung wurde der Antrag des Abg. Grafen Limburg-Sturum (H.), betreffend Einstellung des Strohverkehrs gegen den Abg. v. Hammerstein, debattiert angenommen. Hieran wurde der Etat des Kultusministeriums verlesen. Bei den Zuschüssen für die von Staats zu unterhaltenen Anstalten wurde nach längerer Debatte der Etat gegen das Centrum und die Polen genehmigt. Bei den vom Staat und Anderen gemeinschaftlich zu unterhaltenden Anstalten wünscht Abg. Sombart (nat.-lib.) die Förderung der Gewerbeschulen. — Nach Vorbringung verschiedener Wünsche bezüglich der zu subventionierenden Anstalten wird der Etat genehmigt. Zur Durchführung des Normalloans werden 1,275,200 M. ausgemessen. Der Regierungskommissionar legt eine Nachschubung der rechnerischen Entschädigungen an die Halbschüler an, die Durchführung des Normalloans werde bis zum 1. April d. J. erwartet. Der Etat wird genehmigt, wie auch die ausgemessenen 30,000 Mark zur Umwandlung von Halbschülern in Oberlehrer-Stellen. — Beim Kapitel Elementar-Unterrichtswesen weist Abg. Heeremans (Centr.) auf das Verbot des Beitritts zum katholischen Bekenntnis hin. — Minister Boffe erklärt, er wolle dem Bekehrten nicht entgegenstellen. — Präsident v. Koller erklärt, er sei zur Unternehmung von Abendskizzen bewußt Entscheidung des Staats und des Reichstages genehmigt, da nach Herrn die Feuergefahr verhandelt werden müßte. — Die nächste Sitzung findet Donnerstag statt. Tagesordnung: Etat.

Politische Tages-Rundschau.

— Eine lange Sitzung hat der andern findet in der Militärkommission des Reichstags statt, ohne daß die Sache irgendwie der Entscheidung näher rückt oder auch nur Aussicht wäre, endlich einmal einen wesentlichen Schritt vorwärts zu kommen. Man hört jetzt sogar in parlamentarischen Kreisen die Vermutung aussprechen, die Angelegenheit werde, nachdem der Sommer herangekommen, auf den Herbst oder auch ad calendas graecas verlegt werden. Selbst die „Voss. Zig.“ hat dieser Tage einen von dem Organ des Herrn Richter sehr übel vermerkten Angriff gegen die Verschleppungspolitik gerichtet. Man kann auch keineswegs behaupten, daß die ganze Frage durch die bisherigen Verhandlungen klarer und dem großen Publikum verständlicher geworden sei. Im Gegenteil, in dem Schwall militär-technischer und finanzpolitischer Einzelheiten, die uns jetzt Tag für Tag vorgeführt werden, gehen die großen Grundzüge der Reform dem Verständnis der weiteren Volkskammern mehr und mehr verloren, und man kann wohl behaupten, die Frage lag vor Monaten einfacher und durchsichtiger da, als jetzt, nachdem seit dem 11. Februar die Kommission sich bemüht, Aufklärung und Beilegung zu schaffen. Wer eigentlich ein Interesse an dieser Verschleppung hat, ist schwer einzusehen.

— Die „Nordd. Allg. Ztg.“ verlangt in einem neuerlichen Artikel, der Bund der Landwirthe möge sich vor allen Dingen mit der grundlegenden Frage beschäftigen, ob die deutsche Landwirtschaft überhaupt im Stande sei, den Bedarf der Bevölkerung an Nahrungsmitteln heute und in Zukunft zu decken. Das offizielle Blatt führt fort: „Zweifellos ist die Produktion unserer Landwirtschaft infolge der gesteigerten Intensität der Bewirtschaftung gestiegen, aber die Statistik lehrt uns, daß, obwohl wir vor 30–40 Jahren noch ein Getreide ausführendes Land waren, jene Steige-

Die heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten

Zer, auch insofern eine höchstoriginelle Bereicherung der Vitteratur, als es beiden Spielern eine sehr dankbare Aufgabe bietet. Sehr bedeutsam erschien uns das Brahms'sche Quartett in E-Moll und die Quinte in G-Dur, welche die beiden Herren in der ersten Händel'schen Suite mit ihren Mitteln sehr schön auszuführen ließen. Auch in Wagner'schen Werken, wie in der Oper *Die Walküre*, welche in seiner humanitären Richtung die tiefsten Schätze erinnert, wies Beethoven auf diesem Wege hinterlassen hat, und ein ebenso geistreich wie originell er-
fundenes Andantino-presto non assai. Der erste Satz wirkte hinsichtlich der Erfindung etwas trocken, der letzte jedoch, von der hergebrachten Form der Finales stark abweichend, festsetzt wiederum durch eigenartige Kombinationen und glänzende Instru-
mentierung. Die Ausführung des Hauptbass Quartetts gelang ganz vortreflich, ebenfalls die des ersten und des letzten Satzes. Die beiden Herren, welche die beiden Violinen führten, zeigten eine sehr sorgfältige Vorbereitung, auch das Erhöhen um der letzte Satz nicht immer ganz klar und deutlich in der Wiederholung, wurde auch wohl etwas zu häufig im Tempo vorgezogen. Herr Siebel, welcher in der Brahms'schen Komposition die Partie der Klarinette übernommen hatte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder als aus-
gezeichneter Solist. Ebenfalls gerühmt ist den genannten Herren zu einer ganz besonderen Ehre und Anerkennung, die beiden wert-
vollen Violinen in die tiefsten Register eingeführt zu haben. Herrn
Kreutzer'sche Sonate in G-Dur, ein Bruchstück, welches, auch
hinsichtlich der mit Genugthuung konstatirt, daß die Soliste trotz der
Klarinetten, welche sehr herrlich, recht gut besetzt war.

W. Burgasse in Wiesbaden. II. Quartett-Sonate der Herren Antonius Kowal, Schäfer, Schönbach und Schönbach unter Mitwirkung des Pianisten Hermann Gerg und Maxinetti Seidel. Zur Aufführung gelangte Paulus Strichquartett in D-moll (Nr. 41 der Peters-Burgasse), Sonate für Violine und Mandolin in C-moll op. 45 von G. Grieg und schließlich das Quintett in E-moll op. 115 für Streichquartett und Clarinette von Brahms; die beiden letzten Werke waren Novitäten, die zwei hochinteressante. Die Griegsche Sonate ist in allen drei Sätzen ein außerordentlich frisch und pikant erscheinendes, überdeutlich

Orchester. „Die *„Die Meistersinger“* von Raffi und Caprice (Andante und Allegro appassionato) für Violine mit Orchester von Ernst Gairaud aus dem Vortrage bringen. Auf das sehr interessante Programm der Kapelle haben wir bereits an dieser Stelle aufmerksam gemacht und glauben nur noch bezüglich der Symphonie in C-moll von Heinrich XXIV. Prinz Hess bemerken zu sollen, daß dieselbe bereits in Berlin in einer Symphonie-Soirée der Königl. Hofkapelle, sowie in Leipzig im Gewandhause und in einem Theater-Konzerte zur Ausführung gelangte. Das morgige Konzert beschließt somit in einer in jeder Hinsicht hervorragenden Weise den biswärtigen Guffus.

Verichtigung. Zu dem gestrigen Referate über die „Gugonoten“ muß es heißen: Von den nicht Wagnerischen Partien fließt etc. etc.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 92. Abend-Ausgabe.

Donnerstag, den 23. Februar.

41. Jahrgang. 1893.

(31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der alte Praktikant.

Eine bairische Dorfgeschichte von Hans Hopsen.

Da sah er unter den Bäumen einen wohlgenährten Mann. Dieser trug eine weiße Weste, einen Rock von ungeheurer Größe, ein Paar hochgraue Beinweider, wachsebene Sommerhandschuhe, vor den stehenden Augen einen schmalen Nasenfleisch, auf dem gewürschuitenen Haar einen grauen Fingerring und in der Hand einen Sonnenstirn von der Farbe seines Hocks. Der Mann war offenbar kein versprengter Pilger oder doch ein Pilger von ganz anderer Sorte als diejenigen, welche jetzt eben wieder im Staub der Straße auf die Namen aller möglichen Heiligen mit einem schmetternden „Bitt' für uns!“ antworteten.

Auch das Gesicht des Mannes, wie es jetzt halb die anderen dort, halb sich selbst belächelnd vor dem alten Praktikanten stand, war nicht das geistlichste Antlitz eines abgabedürftigen Sündenknäuels, es schien bei aller Artigkeit mehr zum Besuchen als zum Bitten geeignet und vor allem eben ans Besuchen gewöhnt, ans Besuchen ohne Lärmen, an Besuche mit einem Wink der Augen, einem Zucken der Lippen. Selbst Eisenhut, der mehr im Walde denn in der großen Welt zu Hause, hielt dies für das Gesicht eines großen Herrn, und er stand unwillkürlich von seinem Baumstamm auf, um den höflichen Gruß des Fremden zu erwidern.

Wie dieser über dem Haupte den Hut lästete, fielen Mar bei den rothblonden Haaren, die er sah, die goldenen Hüfte der Fräulein v. Nidenhausen ein. Aber der Gedanke kam und ging nur so im Zuge. Denn da er seit einiger Zeit bei Allen, was ihm vor die Sinne geriet, an die Geliebte dachte, so kam es ihm weiter nicht bei, diesen Mann mit den genannten Damen in näherem Zusammenhang zu vermischen.

„Ich bitte, sich nicht fügen zu lassen!“ sagte der Fremde. „Sie waren eben im Begriff zu schlafen, so viel ich sehe. Also keine Umstände!“

„Das hat Zeit, besonders am Feiertage,“ antwortete Eisenhut.

„Nehmen Sie mir's nicht übel,“ erwiderte Guald v. Nidenhausen, denn niemand Anderer war der unbefangene Beobachter, der sich jetzt mit einem Bistumsstabe die Stirn fächelte, „wenn ich gewußt hätte, wie hier zu Lande dieser Feiertag begangen wird, ich wäre schwachlich in die Lage gekommen, hier oben Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.“

„Sie wollen also nicht nach Mariantenn?“

„O das wohl! Aber die vorantige Zeremonie, dieser sehr ehrenwerthen Wallfahrer griff mir die Nerven an, so daß ich die Landstraße nicht mehr praktikabel fand, meinen Wagen verließ und einen Waldfuß einschlief, den mir einer dieser „Bitt' für uns!“ für unfehlbar erklärt hatte, auf dem ich mich aber nichtdestoweniger verlaufen haben muß.“

„Nicht so fast! Hier hinauf, dann quer die Landstraße durchschneidend und die Schluß hinauf kommen Sie wirklich auf kürzestem Wege nach Mariantenn. Aber Sie haben, wenn ich anders Ihren Schritt richtig lasse, immerhin eine kleine Stunde bis zu den ersten moosnarigen Höfen.“

„Dann will ich lieber meinen Wagen hier erwarten, wenn er nicht etwa gar schon vorüber ist.“

„Zeit einer Stunde — so lange ungefähr!“ ich hier — ist keiner des Weges gefahren. Auch thun Sie besser, noch eine Stunde zu warten, dann hat, bis Sie hinfühergekommen, das Hochamt begonnen, und Sie brauchen nicht den Staub zu schluden, den alle diese Pilgerscharen vor Ihrem Wagen aufwirbeln lassen. Lieberbes mühen Sie jetzt im Schritt fort, und einen Ambüß würden Sie ohne einen Faustkampf oder geistliche Intervention doch nicht erhalten.“ Da

ist es klüger, Sie gebunden sich und nehmen an meinem Frühmahl theil, wenn Sie sich anders mit der Hand behelfen wollen.“

Nidenhausen hatte sich während Eisenhuts Auseinandersetzung im Stillen gedacht: Da hast gut reden! Mir aber, der ich kein Waldläufer von Profession bin, fuhrte der Wagen wie einem von Sonnenstich und Gewissensbissen geplagten Pilger. Der Schluss jener Ansprache jedoch gefiel ihm sehr, so daß ihm auch die ganze Rede des Mannes und der ganze Mann dazu gefiel, und sein Frühstück nicht minder.

„Ich nehme Ihre lebenswürdige Einladung dankbar an,“ sagte der Betrübte, setzte sich in den Sattel, warf den Hut ins Gras und zog ein englisches Messer aus der Tasche.

Guald v. Nidenhausen war seiner jener fleischtrachtigen Geheimen Räte, die sich vor lauter Würde nie zu lassen wissen und infolge dessen immer den Eindruck von decorierten Kanzleibedienern machen. Guald war seiner Würdigkeit und Würde so sicher, daß er mit aller Behaglichkeit sein Benehmen bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten gehen ließ, ohne zu fürchten, daß er sich etwas vergeben oder ein Anderer auf den Gedanken kommen könnte, er habe es nicht mit einem vornehmen Herrn zu thun. Seine Herablassung war zweifellos demnach, aber sie verriet sie nicht.

So freuten denn die Weiden in aller Behaglichkeit den kalten Preisen bis auf den Knochen auf und bedauerten im eigenen wie im gegenseitigen Interesse, daß die lustige Mahlzeit nicht noch einmal von vorn anzufangen ginge.

Sie hatten über Professionen und andere Gebräuche, über Land und Leute ihre Meinungen ausgetauscht und guten Gefallen aneinander gefunden. Nidenhausen war im Stillen angenehm überrascht, daß es hier in dieser Gegend so vernünftig denkende Leute gab, wie diesen unverschämten Wirth im freien Walde. Offen gestanden, er hatte sich dessen nicht versehen, denn die Borttheile, die über diese Gegend im Schwange, waren ziemlich weit verbreitet. Da er es aber vorzog, sich von einem Eingeborenen über seine Borttheile belehren zu lassen, als einen solchen mit herben Meinungen zu verlegen, so freute sich hinfüherdem Eisenhut, daß ein Fremder über unsern Landes Verhältnisse so vernünftige Ansichten hatte.

Nidenhausen merkte wohl, daß er es mit einem gebildeten Menschen zu thun hatte. Mehr als einmal kam ihm die Frage auf die Lippen: Sie sind Jurist? Aber er verschob doch die Beantwortung seiner eigenen Person lieber auf den Schluss der Unterhaltung, um diese nicht möglicher Weise doch zu tödten.

Er hatte es zu oft erlebt, daß eine zufällig angekuppelte Bekanntschaft, die sich allerhöchst unangenehm, in dem Augenblick zu unüberdacht Längeweile umschling, wenn er sich als wirklicher Staatsrath u. s. w. zu erkennen gab. Gewissig durch solcherlei Erfahrungen, vernied er es, wo ihm ein Gespräch auf der Reise oder eine gemeinsame Mahlzeit unterwegs sich ergab, wie die Fürsten in Kogebus Dramen, den Stern auf seinem Kleide früher als im fünften Akt sehen zu lassen.

Erst als sein Wagen bereits eine Stunde unterhalb der Lichtung auf der Straße gestanden hatte und der Rutscher schon ungeduldig auf der Weiche knallte, als wolle er's am Armen einer Pilgerprozession gleichhien, stand Nidenhausen auf und dankte dem unbekannten Wirth des Jägerfrühstücks mit herzlichem Worten. Dieser gab ihm noch bis zum Wagen das Geleite. Guald hätte gern gewußt, wer der Mann wäre; doch wußte er auch nicht mit Fragen belästigen, die vielleicht nicht Jeder gern beantwortet. Darum sagte er nur so leicht nebenhin:

„Sie sind wohl nicht beim Forstamt?“

„Das eigentlich nicht,“ antwortete der alte Praktikant. Die Stille, die sich einander gegenüber selbst vorzupellen, war

des Landes noch nicht üblich, und bei sich dachte er: Bist du, fürnehmes Menschenkind, wissen, wer ich sei, so kannst du dich ja herablassen, erst Dein hohes Selbst bekannt zu machen.

Dies that denn Guald v. Nidenhausen auch. Im Wagen sitzend, die Hand Eisenhuts in der seinen, sprach er:

„Ich danke Ihnen nochmals, mein lieber Herr, für freundliche Bewirthung im Grünen! Wenn Sie einmal nach **** kommen, so geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen in meinem Hause Revanche zu bieten. Meine Wohnung ist leicht zu erfragen. Ich bin der Staatsrath v. Nidenhausen.“

Er zögerte noch einen Augenblick, ob nun der Andere nicht auch seinen Namen nennen würde. Aber es mußte ihm scheinen, als ob bei dem Manne, der leicht erdrossend ihn mit großen Augen wie ein Sprachlosler anstarrte, eben auch jene Verblüffung Platz griffe, die ihm so oft schon eine behagliche Bekanntschaft in eine ganz ergebnislose unangenehme verzernt hatte. Derartige Situationen liebte er so kurz als möglich abzubrechen. „Fahrt zu!“ rief er den harrenden Anfänger an und winkte dem Zurückbleibenden noch einmal freundlich mit der Hand.

In der nächsten Sekunde zogen die Pferde an. Der Staatsrath lehnte sich bequem in die Kissen zurück, schob die Hantelpepe vor dem Sonnenstrahl über's Auge und dachte: War das geschick, den Mann nicht früher anzuschlagen. Statt der guten Stunde ungenutzt zu genießen, hätte mir eine unangenehme Unterhaltung den ganzen Tag verborgen, statt eines unverföhrenen Zischschabern hätte ich einen tagelangen Strich gegenüber gehabt, dessen irdische Demuth sich nicht erbaulicher angestehen hätte, als die himmlische Frömmigkeit dieser Banerlammel. Schade, daß fast in jedem Menschen eine Bedientennatur steht. Wie gut darum, infognito zu reisen!

Eisenhut war von dieser Begegnung nun freilich in anderem Sinn überrascht worden. Das also war der Mann, der eines Tages über sein Lebensglück mit einem Ja oder Nein entscheiden werde. Wer weiß, wenn Jener sich früher entsetzt hätte, wie weit das Gespräch gediehen wäre! Mar stand wieder droben am Waldrand und sah hinab, wie hinter den fliegenden Wäldern die Mittagssonne den Staub vergoldete, als, schon ziemlich weit, dem Mann im Wagen ein seltsamer Gedanke kam:

„Wenn der Mann in der Juppe am Ende gar jenes Original wäre — halt, Rutscher! Halt!“

Guald richtete sich im Wagen hoch auf und schaute zurück. Da stand der Mann unter den Bäumen. Der Wind spielte mit den Wäldern auf seiner Stirn, und auf seinem Gesicht lagte ein Sonnenstrahl.

Nidenhausen winkte mit dem Taschentuch.

Der Andere nahm's für einen arlosen Gruß, den er kurz mit der Hand zurückgab, und schlug sich ins Gesicht des Waldes.

Der Staatsrath zuckte mit den Achseln, warf sich in die Wagendecke, daß die Federn drückten, und sprach:

„Ach gut! Also zugefahren, Schwager!“

XII.

Während Guald v. Nidenhausen und Mar Eisenhut auf der Forsthalde behaglich frühstückten und einander lustige Geschichten erzählten, ließ sich Frau Eleonore in die Nähe der Wallfahrtskirche stellen. Neben ihrem Wägelchen ging in die beiden schönen Töchter langsame Schritte hin. Sie sahen alle Drei nicht besonders heiter aus. Die Mutter schlug nach der Fremden Art Haupt und Wimpern nieder und senkte zuweilen. Und zuweilen senkten auch die Töchter, obwohl sie die Kleinen ziemlich hurtig unter der gaffenden Menge um sich gehen ließen. Die großen, emigen Augen schienen Jemand zu suchen und Niemand zu finden, und darum eben senkten sie die Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

* **Ueber die Deutschen auf Hawaii** lesen wir in einem interessanten Artikel der Leipziger „Vossischen“: Die Deutschen sind, wenn auch im Zahl, so doch keineswegs an Ansehen die Geringsen. Das Deutschthum nimmt im Handel und Wandel des ganzen Landes eine hohe Stelle ein. 1872 zählte man im Königreiche Hawaii Island nur 224 Deutsche. 1878 waren es schon 272, davon lebten in Honolulu allein 129. 1880 belief sich die Anzahl auf 1064, und jetzt beträgt sie ungefähr 1600. Die größten Handelshäuser sind deutsche Firmen, aber Deutsche haben wenigstens an einen Theil. Die deutschen Konfekte Gaudel (Gable, Müller und Gaudel junior), Schäfer, Bollen, Martens (Vosschläger & Co., früher Hochhäuser und Stapenhorst) beherrschen mit dem Deutschamerikaner Hans Spreckels, dem salomonischen Kaufmann, der als einer handverlesener Bauernknecht nach San Francisco kam, die Handelskette, die alljährlich mehr als 100 Millionen Werth ins Land bringen. Einem deutschen Firmennamen ist die Verwaltung der erg verstaatlichten Waldwirtschaft übertragen worden, denn die Handelsabteilungen, die früher den Reichthum des Landes ausmachten, sind längst verschwunden. Ein Deutscher unterrichtet die Gendarmen im Gendarmen. In deutschen Händen ist eine Einrichtung, in der bisher Hawaii noch unbenutzt dastand, die Verwendung der Telephonie im öffentlichen wie im privaten Verkehr. In Honolulu einer Stadt von 20000 Einwohnern, vertritt das Telephon die Stadtpost. Alle Einladungen, Befehlungen, Anfragen werden mündlich gemacht. Der Unternehmer hatte 1888 davon nur zwölf eines Gehalts von ungefähr tausend Dollars. Ein ehemaliger preussischer Offizier ist Oberbefehlshaber der kaiserlichen Gendarmen. Außerdem finden wir die Deutschen als Gemeindevorsteher in allen Bezirken, auch als Polizisten, und zwar leben sie meist in sehr guten Verhältnissen. Für das Ansehen der Deutschen spricht auch das, daß 1891 ein deutscher Zerstörer, d. A. Wiedemann, von der Königin zum Flottenminister ernannt wurde. Er hatte seine Stellung schon früher einmal unter dem König Kalakaua bekleidet. Wiedemann ist schon geraume Zeit im Lande und ist mit einer einheimischen Fürstentochter verheiratet. Sein Schwager ist der kaiserliche Botschafter, der einst im zweiten Garde-Regiment zu Fuß diente. Schon seit Anfang der sechziger Jahre leitet er die königliche Militärmusik, welche die Freunde aller Fremden

und der Stolz der Einheimischen ist, da sie ausschließlich aus Kanaken besteht, die gute musikalische Anlagen haben. Zu den wundervollen, mondähnlichen Wäldern führen sie auf den Thomas- und Emma-Square. Manchem fangen sie auch in ihrer äusserst wohlthätigen Sprache wieder, die Botschaften alten Volkswortens in Musik gesetzt hat. Auch eine deutsche Schule ist auf den Inseln entstanden. Ihr Leiter ist ein Schleswig-Holsteiner, Georg Jürgens, der nun schon zehn Jahre da draußen wohnt. Die Mission ließ sich bald nach ihrem Regierungsantritt, am 8. Juli 1891, an 100 deutschen Kinderchen die preussische Nationalhymne mehrstimmig vorführen. Es ist ersichtlich, daß auch diese Deutschen in der weichen Luft der Süder, unter den majestätischen Fächerpalmen und den herrlichen Mondbäumen der Inseln nicht verwildern haben. Wie sehr unsere Landleute an Vaterlande hängen, beweist die reiche Spende, die sie zum Wiederaufbau des zerstörten Reichthums in Honolulu hat, in herrlichen Gartengrün vorzuziehen, umgeben von tropischer Blumenpracht, sein eigenes Heim, in dem schon wieder brave Deutsche ein freundliches Willkommen gefunden hat. Eine deutsche Kirche hat die Hauptstadt noch nicht. Dagegen ist auf Kauai, der nordwestlichen Insel der Gruppe, bei der Luther-Feier 1883 eine deutsch-lutherische Gemeinde zu Stande gekommen, die sich eine Kirche im gotischen Stile erbaut hat. Die Mitglieder kommen meist aus Hannover und zwar aus der Gegend von Alenburg. Von dieser Vatergemeinde sind drei Tochtergemeinden zu Honolulu, Molokai und Kahala gegründet worden. Das Deutschthum vertheilt sich hauptsächlich auf die beiden Inseln Oahu und Kauai; doch auch unter den Engländern auf der Insel der Wäldchen, auf Olokele, steht deutsche Hülfe nicht. Hier wohnt seit 1890 ein ehemaliger Hamburger Missionar, Dr. Karl Luz, den die Regierung für das Studium der kaiserlichen Krankheits gewonnen hat.

* **In einem Samirertheater** gab es vor einem äußerst gepackten Publikum ein gewisses Wäldchen, in dessen Verlauf der Held bereits zwei Personen glücklich zu Leichen gemacht hatte. Genügend er baron, die dritte — nämlich den Förster, der ihm mitten im Walde wehrlos in die Hände gefallen war — zu erschlagen, und das schon die alte, invalide Feuerbüchse, die längst nicht mehr losging, mit dem Ruf: „Amie! nieder — jetzt bist Du verloren!“ in die Höhe, als außer hinter der Gaulte der Direktor, welcher mit der einzigen verfügbaren Pistole den angekündigten Schuß abfeuern sollte, ihm halblaut zurief: „Wart' noch

biß! Ich hab' 's Pistol' mit!“ Während dieser suchen in rufender Hast alle Verurtheilten, Theaterdirektoren, Dolche, Schminke, durchzusehen, war der Förster, in sein Schicksal ergeben, in die Knie gesunken. „Wird's bald?“ rante der Wäldchen in die Gaulten hinaus; aber wieder erhob sich von dort des Direktors Stimme leise verzerrt: „Wart' noch ein biß!“ Da kam dem Wäldchen plötzlich ein drolliger Gedanke. Es fiel ihm sein langes Messer ein. Er rief es heraus und hürzte mit dem Aufsteher: „Wart', Schult, so geh's schneller und sicherer!“ auf den Förster los, der die glückliche Eingebung sofort erfaßte. Der Wäldchen warf die Büchse weg und tauchte schon das Messer scheinbar tief in die Brust des Försters, der röhrend juridant — da gleichzeitig murrte außer dem vergnügten Direktor: „Ich hab' biß! und bumm — ein bestiger Schuß erfolgte, daß die Gaulten wackelten. Einen Augenblick war das Publikum starr vor Staunen. Der Wäldchen richtete sich unwillkürlich in lebhaften Gaiten hoch empor, und seinem Körper entfiel das Messer vor Verblüffung; dann aber erhielt ein unheimliches Geräusch. Ja, ja, die Knie lösten ihre Fänge nicht: Ja der höchsten Noth griff sogar ein Messer los.

* **Aus der chinesischen Presse.** Der „Chai, Klong“ bringt in seiner Nummer vom 30. Dezember 1892 wieder eine Revue über die größeren Zeitungen Chinas; es finden sich darunter folgende Notizen, die als Dokumente chinesischen Geistes oder als Illustration chinesischer Zukunftsinteressen haben dürfen. Aus der „Chung su yat pao“: 1. Dezember. Die Straßen Chinas sind so eng, daß leicht Unfälle durch Feuer oder auch beim Passiren der Straße vorkommen. Viele Leute lassen sich hierdurch vom Ausgehen abhalten. Es ist unbedingt nothwendig, daß ein Straßenverbreiterung großes Gewicht gelegt wird. — 8. Dezember. Bei den Graminas in Canton werden von vielen ganz klein gebrachte „Mogelbäcker“ zum Abkühlen und Nachschlagen benutzt. Dies würde wohl in viel n Fällen unterbleiben, wenn den Graminanten mehr Zeit zur Aufbereitung ihrer Arbeiten gelassen würde. — 8. Dezember. In China wurde bis vor kurzer Zeit zur Arbeit fast nur Menschenkraft verwendet, und erst seitdem wir mit dem Auslande in nähere Berührung gekommen sind, find Maschinen vielfach an deren Stelle getreten. Es scheint aber, als ob der Himmel China den Gebrauch von Maschinen nicht gestatten will, denn wo solche auch benutzt werden, stößt sie stets so viel, daß ihre Anwendung sich nicht bezahlt. — 10. Dezember. Die Bewohner einer Straße haben sich zusammengekauert und auf das Ereignis

